

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

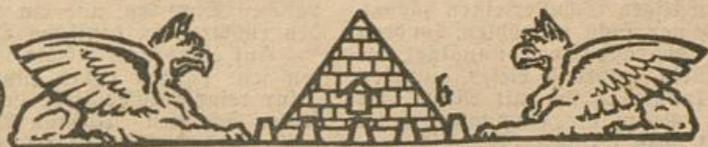
**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1931**

19.7.1931 (No. 29)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

20. Jahrg. No 29



19. Juli 1931

Hannsmartin Schleyer / Johann Martin Schleyer

Zum 100. Geburtstag des Erfinders der Weltsprache Volapük.

Durch die Jahrhunderte der Weltgeschichte geht das Streben der Menschheit nach einer einheitlichen Sprache. Die alten Juden empfanden als erste bei ihren Handelsgeschäften mit den Nachbarvölkern die großen Nachteile der Sprachenverwirrung, die sie als Strafe Jehovas aufsaßen, und die die Grundlage zu der Erzählung vom Turmbau von Babel im alten Testament bildet. Zur Zeit des Höhepunktes hellenistischer Machtstellung und Kultur gelang es den Griechen, ihre Sprache als die „Koiné“ zu einer Handelssprache im Gebiet der östlichen Mittelmeerländer zu erheben. Allein die Sprache war verkettert mit dem Geschick des Volkes, das sie gebildet, und mit der Freiheit Griechenlands ging auch die Vormachtstellung seiner Sprache dahin. Eine zweite Weltsprache ging von Rom aus. Es hatte das ungeheure Problem gelöst, die Stadt auf die Welt auszudehnen, das städtische Bürgertum zum Weltbürgertum zu machen. Bei dieser Weltpolitik erhob sich die Forderung: *Unam uni generi humano linguam, der das Imperium dadurch nachkam, daß es die lateinische Sprache zur Weltsprache erklärte.* Und diesen Platz wußte das Latein bis zum Ausgang des Mittelalters zu behaupten; es war Universitätsprache, ja Universalprache in des Wortes reinsten Bedeutung.

Doch mit dem Zerfall des Römerreiches und seiner Nachfolgestaaten hatte auch die lateinische Weltsprache ihre Rolle ausgespielt; denn jede Nationalsprache verändert sich, steigt und sinkt mit der Nation. Als erster nahm Leibniz den Gedanken einer Weltsprache wieder auf und verfaßte im Jahre 1686 seine „*Dissertatio de arte combinatoria*“. Nach jahrelangem Ringen erklärte er schließlich, das Problem sei so schwierig, daß der Mann der Zukunft, der es endgültig lösen werde, als eines der größten Genies werde anzusehen sein. Zunächst entbrannte ein heftiger Streit darüber, ob einer Natursprache das Vorrecht, Weltsprache zu werden, einzuräumen sei, oder ob nach den Ideen von Leibniz eine künstliche Universalprache geschaffen werden müsse. Ursprünglich wollte man der Welt klarmachen, daß Sprachen lebendige Organismen seien, und daß man somit außerstande sei, eine Sprache künstlich zu schaffen. Doch die Verschiedenheit und Eigenartigkeit der Alphabete und der damit verbundenen zahlreichen grammatikalischen Schwierigkeiten der lebenden Sprachen genügten allein schon, um zu begreifen, daß man den mehr als 1400 Millionen Menschen unserer Erde nicht zumuten kann, die Sprache eines einzigen Volkes als Weltsprache anzunehmen; denn keine besitzt das Recht, von allen Menschen der sieben grundverschiedenen Rassen als Herrscherin in der Form einer Weltsprache anerkannt zu werden. Das Latein, das im Gelehrtenunterricht stets eine hervorragende Stelle behaupten wird, hatte wegen der Schwierigkeiten der Erlernung seiner dem modernen Sprachgeiste nicht Rechnung tragenden Ausdrucks- und Denkweise seine Rolle als Uni-

versalsprache längst ausgespielt, die es nun einem praktischeren, aus dem Geiste moderner Sprachvergleichung hervorgegangenen und leistungsfähigeren Weltverkehrsmittel übergeben mußte. Die zahlreichen Versuche, die im 18. Jahrhundert unternommen wurden, führten noch nicht zum Ziel. Es wurde der Vorschlag gemacht, die Wörter eines Wörterbuches zu numerieren und diese Zahlen als Schriftzeichen zu gebrauchen. Der Londoner Bischof John Wilkins verfaßte eine groß angelegte Pictographie, aber auch er fand das Problem zu schwierig und kam schließlich bei einer Wortsprache an. Der Ungar Tabolhaff wollte endlich alle Begriffe auf 500 ursprüngliche zurückführen. Alle diese Probleme, die auf dem Zeichen-, Zahlen- und Notensystem fußten, waren zu unvollkommen und unbrauchbar; aber sie liefern den Beweis, daß eine Weltsprache ein schon lang empfundenes und von den ersten Gelehrten anerkanntes Bedürfnis war. Dies veranlaßte im Jahre 1879 den badischen Pfarrer Johann Martin Schleyer zur Verfassung der phonetischen, auf der Grundlage der Sprachvergleichung, fußenden Weltsprache Volapük.

Johann Martin Schleyer wurde am 18. Juli 1831 zu Oberlauda in Baden als das dritte Kind des Hauptlehrers Johann Philipp Schleyer geboren. Mit elf Jahren kam er zu seinem Onkel, der Lehrer war und ihn durch Unterrichtung in Latein für den Eintritt ins Gymnasium vorbereitete. Von 1846 bis 1852 besuchte er die Gymnasien Tauberbischofsheim und Karlsruhe, die er mit glänzendem Erfolge absolvierte, obwohl er anfänglich vier Wegstunden zurücklegen hatte. Von Karlsruhe kam er an die Universität in Freiburg i. Br., um sich dem Studium der Theologie zu widmen, versäumte aber nicht, auch Vorlesungen über Philologie, Philosophie, Geschichte und Medizin zu hören. Daneben widmete er sich auch gerne der Poesie und Musik. 1856 wurde er in St. Peter im Schwarzwald zum Priester geweiht und erhielt erste Anstellungen in Singheim, Kronau, Baden-Baden und Wertheim. Hier kam er an die Höfe des Exkönigs von Portugal und der Fürsten von Löwenstein-Wertheim. Von Meßkirch aus, wohin er als Benefiziat versetzt wurde, zog man ihn an den fürstlichen Hof nach Sigmaringen.

Im Jahre 1875 unternahm er eine Reise nach Italien, die ihn über Trient, Padua, Venedig nach Rom führte. Schon im Jahre 1868 hatte er dem hl. Vater seine „*Bellica*“ und im Jahre vor der Romfahrt seine „*Hymnen für Roma*“ zukommen lassen, so daß er in Vatikankreisen eine bekannte Persönlichkeit war und es nicht zu verwundern ist, wenn er nach dem Bericht seines greisen Vaters „dem Papste Pius IX. von seinem Hausprälaten als einer der größten lebenden Dichter Deutschlands vorgestellt wurde“, zumal er dem hl. Vater sein poetisches Werk „*Die Zionsbarke*“ übergab. Nach demselben Bericht speiste er anschließend an diese Privataudienz beim Kriegsminister zu Mittag, worauf ihn der

päpstliche Hausprälat in der päpstlichen Karosse durch Rom führen ließ.

Einen Höhepunkt im Leben des Priesters Johann Martin Schleyer bedeutete diese Romreise; die großen Ehrungen, die ihm zuteil wurden, waren eine Würdigung seiner Verdienste auf literarischem Gebiet, sie waren aber auch ein Ansporn zu mutigem Anpacken seiner weit größeren Idee, die ihn wohl schon in diesen Tagen beschäftigte.

Nach seiner Rückkehr aus Italien wurde er nach Litzelstetten am Bodensee versetzt. Da er gleichzeitig die Insel Mainau zu pastoriieren hatte, verkehrte er des öfteren in der großherzoglichen Familie, und wenn Kaiser Wilhelm I. auf der Mainau zu Gast war, wurde er regelmäßig zur Hofstafel gezogen. Er war ein Badner von echtem Schrot und Korn, und gab sich keine große Mühe, mit den Hofsitzen vertraut zu werden. Frisch von der Beher weg gab er seinen Gefühlen Ausdruck und schaute sich selbst nicht, in der Schloßkirche auf der Mainau seinen Zuhörern zuzurufen: „Wenn die Preußen kommen, schlägt mit den Dreckslegeln drein“, während in der Hofloge die Großherzogin, geb. Prinzessin von Preußen, saß! Durch solche Scherze verpielte er rasch die Gunst, die man anfänglich für den gelehrten Pfarrer in Hofkreisen hatte, und von dieser Seite durfte er kaum auf Hilfe hoffen, als er zur Zeit des Kulturkampfes auf eine Anzeige der Ultrakatholiken hin, wegen einer Predigt zu einer viermonatigen Festungshaft verurteilt wurde. Erbittert gegen Volk und Regierung, trug er sich mit dem Gedanken, ins Ausland zu gehen, und im September 1875 schreibt er, fieberkrank von der drückenden Gefängnisluft der Rastatter Festung, an seinen Keffen: „Bei diesem unsinnigen Priesterhaß, der alle, auch die besten und begabtesten Geistlichen, über einen hirnwütigen Schusterleisten schlägt, wirst Du gut daran tun, auf mich gar nicht zu zählen, sondern mich wie schon dieser Schanderde, die alle Tage unnatürlicher wird, entrückt zu betrachten.“ Allein während dieser dumpfen Tage der Rastatter Festungshaft konnte er sich mit Mühe dem geliebten Sprachstudium hingeben. Schon als Gymnasiast hatte er eifrig Sprachen studiert, damals schon lernte er hebräisch, italienisch und spanisch. In Wertheim bekam er Gelegenheit, russisch, englisch und portugiesisch zu treiben, und in Weiskirchen erwarb er sich die Kenntnisse des Rätio-Romanischen und des Polnischen. Auf seinen Reisen durch die Donaumonarchie und die Schweiz, wo er so recht das babylonische Sprachenmischere feststellen konnte, mag ihm manchmal der Fragesatz vorgeschwebt haben: „Wie kann ich dieses anders, jenes besser machen“, der Fragesatz, den er als den „Vater aller Erfindungen“ bezeichnete. In seiner Pfarrgemeinde Litzelstetten kamen oft die Pfarrkinder zum Herrn Pfarrer, um ihn zu bitten, die Adresse auf einen Auslandsbrief zu schreiben. Dieser Umstand ließ in ihm den Entschluß reifen, ein Weltalphabet aufzustellen, da er in den verschiedenen Alphabeten das Grundübel der Sprachenverwirrung erkannte. So war vom Weltalphabet bis zur Weltsprache nur noch ein Schritt. Tag und Nacht verfolgte ihn der Gedanke an eine solche, und auf einmal, wie er sagt, in einer schlaflosen Nacht, wenige Tage vor dem 31. März 1879 stand das ganze System einer Weltsprache, wie vom hl. Geiste inspiriert, klar vor seinem geistigen Auge, und am 31. März begann er seine Grammatik der Weltsprache in ganz anderer Richtung wie seine Vorgänger, von denen er glücklicherweise nichts wußte. Volapük, Sprache der Welt, nannte sich die epochemachende Erfindung Johann Martin Schleyers.

Waren auch die Natursprachen für die Weltsprache unbrauchbar, so barg doch jede einen Kern, der, in vielen Sprachen gleichlautend, sich oft als Grundwort in die neue Sprache eingliedern ließ. 85 Sprachen hatte Schleyer studiert, und dank dieser Kenntnisse alter und neuer Sprachen war es ihm ein leichtes, aus dem Wortschatz der verschiedensten Völker die Laute und Wortstämme auszusuchen, die die ganze Welt aussprechen konnte. Daneben mußten sehr viele Wörter ganz neu eingeführt werden, andere von nicht allgemein aussprechbaren Lauten befreit und den Regeln der Weltsprache unterworfen werden. Bei der Aufstellung der Grammatik war Schleyers oberster Grundsatz: Für jeden Laut nur ein Zeichen, für jedes Zeichen nur einen Laut, kein stummes Zeichen, keine Schärfung und keine Dehnung, nur eine gleiche Schreib- und Lesart auf der ganzen Erde. Volapük kennt nur eine Deklination und nur eine Konjugation. Adjektive werden durch Anhängen einer Endsilbe vom Grundwort logisch weitergebildet, Zahl- und Fürwörter auf die einfachste Art behandelt; Ausnahmen sind in jedem Fall ausgeschlossen. Der Wortschatz und damit die Ausdrucksmöglichkeit ist ungeheuer. Durch einfache Weiterbildung der Grundwörter erreicht man die stattliche Anzahl von einer Million, während das Deutsche als wortreichste Sprache nur eine halbe Million aufzuweisen hat.

In wenigen Stunden kann sich jeder, der an Volapük Interesse hat, den ganzen Inhalt der Grammatik aneignen, so daß er schon am zweiten Tage mit Hilfe des Wörterbuchs weltsprachlich korrespondieren kann. Bei welcher anderen Sprache ist das möglich? Bei keiner als bei Volapük, denn dieses stellt seine Anforderungen weniger an das Gedächtnis, als an das logische Denkvermögen eines jeden, birgt also auch die Vorteile in sich, die man sonst lediglich den alten Sprachen zuschreiben gewöhnt ist.

Das Bild Johann Martin Schleyers wäre unvollständig, würde man nicht auch sein Wirken als Poet und Priester zeichnen. In meiner Bibliothek stehen 18 Bände der bedeutendsten Werke des großen Ahns, obwohl ich nur ein Bruchteil seiner

Schriften in meinen Besitz bringen konnte. Unermüdet arbeitete Schleyer vom frühen Morgen bis zum späten Abend, jede freie Minute verwandte er für seine größtenteils religiösen Schriften, jeden freien Pfennig opferte er für ihre Drucklegung. Als seine beste Dichtung bezeichnete er selbst die „Eutyhia“, die, in der Weiskircher Zeit entstanden, verschiedene Neuauflagen erlebte. Ihr lassen sich würdig die „Palmen der Heiligen“ zur Seite stellen. — In verschiedenen, oft ganz neuem Versmaß — er hat ja mehr als ein Dutzend neuer Dichtungsarten erfunden — schildert er in diesen Bändchen auf jeden Tag des Jahres die Lebensgeschichte der Heiligen und knüpft daran die Legende an. In sieben Sprachen dichtete er, mit Vorliebe in Latein, Deutsch und Volapük, „denn diese drei ausgebildetsten Sprachen der Erde: Latein, Deutsch und Weltsprache sind mir gleich lieb, da ich das Latein als meine sprachliche Mutter, Deutsch als meine geliebte Geisteschwester, und Volapük als mein geliebtes Geisteskind betrachte“, sagt Schleyer im Nachwort zu seinem lateinischen Dichtwerk „Psalamus“, das 150 Psalmen enthaltend, im Jahre 1897 erschien. Zu erwähnen sind noch „Philaethes, Perle der Himmelskrone Mariens“, und seine kleineren Schriften „Galenia“ und die Weiskircher Gedichte. Auf rein religiösem Gebiet nehmen seine Schriften zu Ehren des hl. Geistes den ersten Platz ein. In ihm verehrt Schleyer den eigentlichen Urheber der Volapük, von ihm glaubt er inspiriert zu sein.

Von großer Bedeutung sind unter seinen Schriften auch die vielen fremdsprachlichen Wörterbücher. So gab er ein Polyalphabetenwörterbuch in den 5 hauptsächlichsten Sprachen der Erde: Chinesisch, Deutsch, Französisch, Englisch und Volapük heraus. — Dazu gesellten sich die vielen Wörterbücher in den meisten europäischen Sprachen, und ein chinesisches „für die tapferen Kämpfer des ruhmreichen deutschen Heeres“.

Auf eines noch möchte ich hinweisen, das den großen Gelehrten sein ganzes Leben hindurch beschäftigte, das ist die Liebe. „Nur reine Nächstenliebe ist wahre Bildung“, schreibt er in einer seiner Schriften. Johann Martin Schleyer hat die Welt geliebt, dafür ist seine Weltsprache das beredteste Zeugnis; auch aus seinen Schriften an die Familie spricht die Sorge um ihr Wohl, und mein Vater erzählt, wie jedes von den Kindern nach dem Besuch des Volapük-Dunkels von ihm liebevoll eine Mark in die Hand gedrückt bekam.

Am 16. August 1912 verschied Johann Martin Schleyer 81jährig in Konstanz, und mit ihm schien auch sein Werk ins Grab zu sinken. Ein anderer schuf eine neue Weltsprache, die die romanischen Sprachen zur Grundlage hat. Es war Samenhof, mit seinem Esperanto.

Doch was Esperanto heute ist, war Volapük schon vor vierzig Jahren. In die Millionen gingen seine Anhänger, 30 Weltsprachzeitungen erschienen auf der ganzen Welt und die Volapükliteratur hatte 400 Werke aufzuweisen. In den großen Geschäften des In- und Auslandes prangte die Aufschrift „Volapükön“ (man spricht Volapük), und auf den Universitäten Wien, München, Paris, Le Havre, Turin und Bologna waren Lehrstühle für Volapük eingerichtet. Der Erfinder selbst war Ehrenmitglied des unter königl. Protektorat stehenden Londoner Vereins für Kunst- und Wissenschaft, und wurde vom Papst zum Prälaten und päpstlichen Geheimkammerer ernannt. In Sidney in Australien hatte ein Theaterdirektor Meyerbeers Oper „Der Prophet“ in die Weltsprache übersetzt und bei überfülltem Hause zehnmal gegeben. Von Zeit zu Zeit fanden Weltsprachkongresse statt, der bedeutendste in München, 1887. Doch gerade in München wurden gegen den Willen des Erfinders Änderungen der Grammatik beschlossen, die dem Volapük nach außen den Anschein einer fortwährenden Reformen unterworfenen Sprache gaben. Aber noch andere Umstände beschleunigten den Untergang des Volapük. Schleyer konnte sich nie in allen Kreisen seines Heimatlandes durchsetzen, und der babilische Hof, der sich in erster Linie des großen Gelehrten hätte annehmen können, verweigerte seine Unterstützung. (Das konnte man wohl nicht gut verlangen, wenn man die Landsteuere der Großherzogin mit Dreckslegeln totschlagen will. Die Schriftleitung.)

So war Schleyer nur auf sich selbst angewiesen, und seinem stillen, etwas weltfremden Wesen lag es durchaus nicht, für seine Idee große Bekanntheit zu machen.

Und dennoch glaube ich nicht, daß Volapük ganz in der Vergessenheit versunken ist. Ich habe vor zwei Jahren während meines Aufenthaltes in Frankreich feststellen können, daß Schleyer und seine Idee im Ausland noch längst nicht vergessen sind; heute kommt eine Bewegung aus Holland, die durch Neuherausgabe des großen Wörterbuchs und der Grammatik durch Dr. Arie de Jong in Voorburg-Südholland (G. J. Brillverlag, Leiden) der neuen Zeit das Lebenswerk Johann Martin Schleyers erhalten will.

Bei der heutigen Lage in der Welt sehen wir in der Weltsprache Volapük vor allem das große Friedenswerk. Johann Martin Schleyer war ein großer Sprachkennner, berühmter Gelehrter, er war aber vor allem ein frommer Christ, der nur aus Liebe zur Menschheit seine Weltsprache schuf.

Wir aber wollen ihm zu seinem hundertsten Geburtstag die Verse widmen, die er einst auf den Tod eines Freundes dichtete, und die über seinem eigenen Leben als Motto stehen:

„Heilig Heimweh, Himmelssehnen!  
Ach Du bist kein leeres Wähnen!  
Ahnung bist Du von des ewigen Lebens Tag  
Wie von künstlichem Flug des jungen Adlers Flügelschlag.“

## Kind und junger Mensch in der Dichtung der Gegenwart.

Eine Buchbesprechung von E. Ungerer.

Es ist ein Vergnügen, ein Buch\*) anzuzeigen, von dessen Notwendigkeit man überzeugt ist, und das die Erwartungen weitgehend erfüllt, die man nach seinem Gegenstande hegen durfte. Leben und Räte des Kindes und des jungen Menschen sind in höherem Maße als je Gegenstand des Nachdenkens in unserer Zeit, Gegenstand unzähliger Diskussionen von Mensch zu Mensch, unter den Jungen selbst, zwischen Jungen und Erwachsenen wie unter den Erwachsenen, Gegenstand psychologischer, medizinischer, pädagogischer Untersuchungen und Spekulationen, wissenschaftlicher und „populärwissenschaftlicher“ Abhandlungen, Bücher, Vorträge, Gegenstand vor allem der Dichtung und Pseudodichtung in allen ihren Formen. Wir sind uns wieder einmal des Gegensatzes zwischen zwei Generationen erschreckend bewußt geworden, dieses Gegensatzes, den es aus einer inneren menschlichen Notwendigkeit zwar immer gab und geben wird, der aber doch nur nach gewissen Zeitabschnitten in der Geschichte deutlicher in den Vordergrund tritt, und der selten so unverhüllt und revolutionär sich äußerte als in unseren Tagen, in denen eben nicht nur einzelne begabte und tieferfühlende junge Menschen, sondern die beiden Geschlechter der Jugend aller Schichten, in größerer Freiheit und Selbständigkeit als früher herangewachsen, das Recht eines eigenen Lebens in Anspruch nehmen und hierbei von wirtschaftlichen und politischen Nöten der Zeit in hohem Maße mit-erfaßt werden, ja erdrückt zu werden bedroht sind. Da war es eine zwingende Aufgabe, einmal die Ergebnisse zu sichten, die in dem Niederschlag dieser Jugendnöte in der zeitgenössischen Dichtung zutage treten, und die Grunderscheinungen aufzusuchen, die in ihren Klagen und Anklagen, ihren Spiegelungen und Verzerrungen des Jugendlebens verborgen liegen. Dies ist die Aufgabe des v. Grolman'schen Buches, das in kühnem Wurf um eine Klärung der ganzen Fülle von Problemen ringt, welche in dieser Aufgabe beschloffen liegen.

Ein einführendes Kapitel gibt die wichtigsten Begriffsbestimmungen und einen knappen geschichtlichen Abriss, das zweite eine Analyse der zeitgenössischen deutschen Dichterverwerke, die das „Kind“ und den „jungen Menschen“ zum Gegenstand haben, das dritte, wichtigste, die „Betrachtungen“, d. h. den Ertrag der Untersuchungen des zweiten, aufschlußreich erkennbar schon aus den Abschnittsüberschriften: Grundsätzliches — Die Situationen — Der Wandel der psychologisch-weltanschaulichen Lage — Das Problem der Emanzipation — Wandlungen alles Menschlichen — Das sexuelle Problem — Leben und Tod.

Der Verfasser kennt und würdigt die Schwierigkeiten, die seinem Unterfangen im Wege stehen, er weiß, daß die Wissenschaft die ihr nötige Distanz zu ihrem Gegenstand einbüßt, wenn sie der Gegenwart sich zuwendet, er weiß, wie schwer es ist, eindeutig und klar zu erfassen und zu sagen, was Kindheit, was Jugend, was Gegenwart, was Kindheit und Jugend der Gegenwart „eigentlich“ ist. Seine Kennzeichnung von Kindheit und Jugend zeigt Vertrautheit mit ihrer Welt und feinstes Beobachtungs- und Einfühlungsvermögen ebenso wie eine selbständige Verarbeitung der Ergebnisse der neueren psychologischen Forschungen der verschiedenen Lager. Seine Abgrenzung beider Altersstufen läuft darauf hinaus, daß der junge Mensch (im Gegensatz zum Kind) „mehr als nur vorübergehend von Sexualität berührt und dadurch in Handlungen und Gedanken bestimmt wird“. Wie für das Leben der Jungen (und der Erwachsenen) selbst, so wirkt auch erschwerend für alle Erkenntnis von Kindheit und Jugend das Schicksal, das v. Grolman als „das Disparatsein der allgemeinen Lage“ bezeichnet, die Beziehungs- und Wurzellosigkeit, welche die inneren Widersprüche im Verhältnis der Generationen in sich faßt. Der Erwachsene und erst er sucht das Kindsein und das Jugendlichsein in ihrem Wesen zu erfassen; seine eigene Frühzeit aber, die er wiederum aus der Erinnerung heraus zu fälschen bedroht ist, ist nicht Kindheit und Jugend der Gegenwart. Die Kinder aber und Jugendlichen, denen Möglichkeit oder Wille fehlt, objektiv sich selbst oder gar die erwachsene Generation und die gegenseitigen Beziehungen aufzufassen, werden nicht nur in das Leben der Erwachsenen mit seinen Nöten hereingezogen, sondern fühlen auch das Abstandsbewußtsein dieser Erwachsenen und deren vergeblichen Versuch zur Überbrückung, fühlen sich als Untersuchungs- und Experimentierobjekt, reagieren auf all dies wiederum — oft durch schone Verkapselfung oder durch schauspielernde Rollenübernahme — und geben gerade dadurch dem Erwachsenen verwickelnde Tragbilder ihres Wesens. Trotz vieler Geredes bleibt es bei der Fremdheit, fehlen elementare Verständigungsmöglichkeiten. Das Schicksalszeichen der Gegenwart ist, so zeigt nun der Verfasser, die *Krisenstimmung*, die das Leben der Erwachsenen beherrscht und seine Schatten bis in die frühe Kindheit wirft. Durch sie wird zur großen Gefahr für Kinder und Jugendliche die völlige Relativierung aller Wertbezüge und menschlichen Verhältnisse und schließlich die aus Verzweiflung und Fatalismus geborene Gleichgültigkeit gegenüber jeder angestrebten Lösung, die sich literarisch darin auswirkt, daß man nicht einmal mehr klagt

oder anklagt, sondern sich mit der bloßen Registrierung der Unzulänglichkeiten und Sinnlosigkeiten des gesellschaftlichen oder gar des menschlichen Daseins überhaupt begnügt und sie als ein einfach Tatsächliches, als unentrinnbar, wie Wetter und Jahreszeiten hinstellt. Dies sind die Schwierigkeiten, mit denen, wie das Leben des jungen Menschen selbst, so auch jede literarische Darstellung des Kinder- und Jugenddaseins, und jede Kritik dieser literarischen Darstellung zu ringen hat, die aber gerade dadurch, daß sie in dem v. Grolman'schen Buch so deutlich sich abzeichnen, für diese letztere, die Kritik, zugleich zu einem guten Teil überwunden werden.

Eine Fülle von Dichterverken — fast durchweg deutschen — sind in dem Buche verarbeitet, und man ahnt hinter den verwerteten die Heberfülle der geprüften und verworfenen Erzeugnisse, die der „Literatur der Gegenwart“ nicht zugerechnet wurden, sei es weil ihnen der dichterische Kunstwert, sei es weil ihnen die Bedeutung als Dokument des Menschentums der Gegenwart fehlte; nur als Grenzercheinungen werden da und dort Beteiligungen mitberücksichtigt. Die getroffene Auswahl beruht damit natürlich auf literarischen Werturteilen, für die der Verfasser im Einleitungskapitel, in der Untersuchung über „Literatur“ und „gegenwärtige“ Literatur, eine knappe Gesamtrechtfertigung gibt. Auch in der Schätzung und Ausdeutung der im Buche verarbeiteten Werke treten Werturteile hervor, welche die Eigenwürdigkeit und Selbständigkeit des Verfassers allenthalben (auch durch den da und dort sichtbaren Gegensatz zu verbreiteten Anschauungen) deutlich erkennen lassen, meist von einem erstaunlichen Instinkt für das Dichterische geleitet und zuweilen erfreulich „unzeitgemäß“, zuweilen auch wohl allzuschroff und aufpruchsvoll formuliert. Im übrigen finden sich hierzu in dem Buche selbst ausgezeichnete Ausführungen über den Wandel in der Kritik, der literarischen, wie jeder Kritik an Kunstwerken überhaupt, und über die innerhalb der Dichtung geübte Kritik am Leben, Ausführungen, in denen der Schlüssel zur eigenen Haltung des Verfassers liegt. Noch einer anderen mit seinem Thema verbundenen Gefahr entgeht der Verfasser: er steht dem Leben nahe genug, um die überhaupt nicht „lebenden“ Kinder und jungen Menschen der Literatur, die „Buchmenschen“ richtig zu sehen, die zur Herausarbeitung einer Tendenz erfunden sind. Er weiß, „daß es zur Industrie wurde, sich mit solchen seelischen Werten geschäftsmäßig einzulassen“. Zugleich aber sieht er die ganze Weite der Problemstellungen, innerhalb deren sich das Leben der jungen Menschen heute abspielt. Andererseits hat er nicht die Vermessenheit, Endgültiges über diese Gegenwart aussagen zu wollen; auch in seinen „Betrachtungen“ will er nur Umriszeichnungen, keine Gesetze oder Schemata geben: „Wir haben uns alle gewandelt und leben in seelischen Landschaften, darin man sich noch lange nicht auskennt“. (Den Wandel dieser „seelischen Landschaften“ in der letzten fünf Jahrzehnten veranschaulicht eindrucksvoll ein geistreicher Vergleich mit der Ablösung des französischen Gartenstils durch den englischen des 18. Jahrhunderts.)

Es wäre verfehlt, den Reichtum des Buches durch eine gedrängte Inhaltsangabe vermitteln zu wollen. Für seinen Geist bezeichnender ist das Grundsätzliche seiner Haltung gegenüber den Problemen von Kindheit und Jugend, insbesondere zu den mit den psychologischen und soziologischen so eng verknüpften Fragen der Erziehung. Auch sie stehen unter dem Zeichen der Jugendnot. Stärker als die aus der Entwicklung des inneren Lebens allein herausgewachsenen Schwierigkeiten drücken heute die vom Schicksal geschaffenen Umweltbeziehungen. „Die Not der meisten Kinder und jungen Menschen ist doch letztlich die, daß sie sich in eine Summe von Folgen eingezwängt sehen, die von anderen verursacht wurden“. Aus der Spannung zwischen den Bedürfnissen, Anforderungen, Entwicklungsmöglichkeiten, Werthaltungen der Jugend und den aus dem Leben des Erwachsenen geschlechts stammenden Entwicklungs- und Wirkensbedingungen, dem Druck der geschichtlichen Situation, stammen die menschlichen und pädagogischen Nöte der jungen Generation. Die Unterscheidung der Ich-, Du- und Wir-Beziehungen und die Aufweisung ihrer Bedeutung für das Leben der Jugendlichen gibt dem Verfasser einen wertvollen Leitfaden für die Behandlung einer Reihe hieraus fließender Probleme. Um das Schicksal von Kind und jungem Menschen in unserer Zeit samt den aus ihm sich ergebenden erzieherischen Forderungen wirklich gestalten zu können, werden auch an den Dichter höchste — nicht nur künstlerische, sondern vor allem menschliche und sittliche — Anforderungen gestellt: „Die Situation von Dichter her gesehen, heißt nicht „Seherblicke“, sondern Aussage; keine Reportage, sondern den Mut, sich vor einen Tatbestand mit seinem Namen hinzustellen, und diesen Tatbestand nicht nur schriftstellerisch, sondern vor allem menschlich zu vertreten“. Die Erörterungen über die „Situationen“ des Kindes, des Jugendlichen und des Erwachsenen führen in die im Persönlichen liegenden großen pädagogischen Notstände der Gegenwart. In ihrem ganzen Ernste wird hier die, neben dem grundsätzlich eingestellten Pädagogen vor allem dem Deutschlehrer sich immer wieder aufdrängende, Schwierigkeit erfaßt (die in der jüngsten Zeit auch in Fachzeitschriften und Büchern eingehend er-

\*) A. v. Grolman, „Kind und junger Mensch in der Dichtung der Gegenwart“. (Junfer und Dünhaupt, Verlag, Berlin, 1931, 249 S.)

örtert wurde): „Wie ist der deutsche Idealismus samt der Lebens-einsicht der deutschen Klassik mit der Wirklichkeit des Schülers und jungen Menschen von heutzutage auch nur einigermaßen in Einklang zu bringen?“ In zahlreichen Spiegelungen zeigt die Dichtung das zentrale Problem der Autorität in der Erziehung, das Problem des „Führens“ und des „Führers“. Die Ueberspannung der Autorität hat geschichtlich ebenso an der Richtungs- und Hilfslosigkeit der Gegenwart mitgeschaffen, wie ihre Preisgabe zugunsten „freier Entfaltung der jugendlichen Persönlichkeit“. Eltern wie Lehrer stehen hier vor derselben Bedrängnis. Dem Verfasser entgeht nicht, wie insbesondere der Lehrer, der hier seinen eignen Weg sucht, zuweilen im doppelten Frontenkampf steht, gegenüber den Schülern und gegenüber Gruppen unter seinen Kollegen, denen Aufrechterhaltung der Autorität im alten Sinn über alles geht, und daß er in Gefahr ist, nach beiden Seiten zu verlieren, sowie er unsicher wird in dieser Lage — in einer Lage, die eine allgemein formulierbare Lösung überhaupt nicht zuläßt, sondern nur verantwortungsbewußte Entscheidungen von Fall zu Fall. Der Blick auf die Dichtung der letzten fünfzig Jahre, welche als Gesamtheit überschaut die schärfste Kritik ebenso alter Sünden wie neuer Reformduseleien während dieser Zeit enthält, gibt dem Verfasser die Möglichkeit, der herkömmlichen wie der neuen Pädagogik gleich frei und in sich gefestigt gegenüber zu stehen. Er weiß zwischen gewachsenen und hereingetragenen Nöten, Krisen, Reformen zu unterscheiden. Auch bewahrt sich der außerhalb amtlicher Erziehertätigkeit Stehende die so seltene Gerechtigkeit gegenüber der staatlichen Schule und ihren Lehrern, auch in der Beurteilung der in der Dichtung geübten Kritik, dabei dennoch weit entfernt von der Kritik- und Erneuerungsfeindlich-

keit derjenigen unter den Vertretern dieser Staatsschule, die hinter dem Ruf nach Schutz vor Störung der stetigen Schularbeit durch die Unruhe immer neuer Reformen nur ihren persönlichen Wunsch verbergen, bei gemächlicher Anwendung ererbter Lehrrezepte ihre Ruhe zu haben. Wie zum Bild der pädagogischen, so wird die Literatur auch zum Bild der psychologisch-weltanschaulichen Wandlungen Deutschlands, freilich nicht zum getreuen Bild der jeweiligen zeitgenössischen Lage, die sich eben nicht ohne weiteres ins Dichterische umsetzt, nicht im Augenblick ihres Erlebens auch schon zur künstlerischen Gestaltung reif ist. Nicht nur die deutliche Verzögerung im Auftreten der literarisch wertvollen Formungen des Kriegserlebnisses zeigt dies, sondern auch die vom Verfasser hervorgehobene Tatsache, daß das Bewußtsein der Zugehörigkeit zum Deutschtum in der Literatur über Jugendprobleme seit dem Krieg in einem Maße zurücktritt, die ihrer tatsächlichen Einstellung in dieser Zeit in keiner Weise entspricht; auch hier sind natürlich die oben berührten Schwierigkeiten am Werke.

Ein überaus mannigfaltiger aber gebändigter Reichtum an Kindheits- und Jugendproblemen der deutschen Dichtung unserer Zeit tritt uns in dem Grolmanschen Buche entgegen, dessen farbige und lebendige, an geistvollen Bildern und scharfsinnigen Formulierungen reiche Sprache die gesammelten und gefichteten Schätze leicht erschließt. Seitenüberschriften bieten willkommene Verdichtungen des Textes. Wertvolle Hilfe leisten dem wissenschaftlich Arbeitenden das Verzeichnis der Namen und Sachworte, wie die Zeittafel der herangezogenen Werke der Dichtung. Dem auch vom Verlag gut ausgestatteten Buch sind recht viele verständnisvolle Leser zu wünschen.

## Mar Bittrich / Johanna Thomä / Novelle

III.

„Schah verlassen!“ fuhr Johanna auf. „Wer tut das? Ich? Wo steckt der treue Schah? Mir hat der Franz kein festes Wort mitgegeben.“

„Weil er meint, Freundschaft bei uns von der Schulbank her bedeuete Ja und Amen. Wer dazu noch Geschenke kauft wie den heurigen Nikolaus, wie diesen da —“

Er wies nach dem Ring, den Johanna in der Küche an den Finger gesteckt hatte.

„Der Franz sei wandelbar, das war meine Vermutung!“ entgegnete sie.

„Er wartet auf dich; bestimmt wartet er.“ „Frau Professor!“ Daß du —“

Er wollte laut herausschlagen. Als er zu ihr aufschaute, vergingen ihm Hohn und Spott. In sich hineingesunken, hielt sich Johanna am Sofa. Er verkniff die Neigung, barsch und barsch zu sein, seine Vorwürfe planlos, schußgerade, gegen sie zu schleudern. Nein, nachsichtig suchte er den Abstand flugs zu überbrücken.

Ihren blonden Kopf nahm er, zwischen die Hände, obwohl sich Johannes herbe Natur auch gegen so ungeahnte Zärtlichkeit sträubte.

„Mädel, sei vernünftig, horche mir zu!“ rebete er auf sie ein. „Dies Romane, meinestwegen, aber laufe ihren Helden nicht nach. Du hast dich ein bißel in die holbe Schäferin von Anno dazumal vergafft; ihre sonderbare Laufbahn hat dich bezwungen — für eine kurze Zeitspanne. Du fühlst dich gehoben. Fliegst du weiter, so bezwingt ein Windstos die Flügel. Du brichst das Genick. Fort von der sicheren Enttäuschung. Ich kenne dich besser, als der Herr Professor. Die Maria Ursula Müllerin, Kind des vorigen Jahrhunderts, hat in damaliger Haut gesteckt, der Herr Jacobi stark desgleichen. Ihr auch untereinander grundverschiedenen beiden Menschen unserer Tage könnt euch vielleicht nach veraltetem Muster ansaugen, zusammensügen. Doch euere Blut brennt vor fremder Kühle bald aus. Es hat einst in unserer Nähe, in Seseenheim, eine Pfarrerstochter den werdenden Johann Wolfgang Goethe geliebt. Wirklich heiß geliebt, nicht nur nach berühmtem Muster sich ihn eingebildet. Doch sobald sie erkannte, daß er sich eine ihr fremde Welt werde erobern müssen, hat sie seine Freiheit nicht mehr antasten wollen.“

„Der Goethe stand, wenn mir recht ist, erst am Beginn der Laufbahn —“

„Fast recht. Und war Goethe. Und der Herr Professor blieb für seine Zukunft weniger behindert. Dafür aber läßt auch du weniger Haare, wenn du dir verschrobene Ansprüche sofort herzhast aus dem Kopfe schlägst, solange dir noch anderer, gesunder Anschluß winkt. Glaub' mir: hier ist vielzuviel Nachtfrostgefahr vorhanden für junges fremdes Gemüse deiner Art. Du hängst hier an den netten Kinderchen. Begreiflich. Für sie wird der Herr Professor eine neue Wärterin finden, und ebenso gewiß lebt irgendwo eine Frau, bei der er versorgt sein wird. Und wenn du selbst Kinder brauchst, so schaff dir eigene an da, wohin du gehörst, auf dem Lande draußen. Muß ich noch mehr darüber sagen?“

„Du bist ein ganz Schlimmer.“

„Ich schaff dir auf eigene Kosten draußen die Wiege an, weiß schon den geeignetsten Vers dazu.“

In dieser Wiege sollst du haben  
Zwölf Mädchen und ein Duzend Knaben.“

„Schweig still, Grünshnabel!“

„Der jedoch recht hat. Nicht wahr, Ernschtle, Trudele?“

„Ja“, bestätigten die Kleinen, die offenen Mundes gelauscht hatten.

„Bravo! Zum Lohne besucht euch der Nikolaus bestimmt. Sofort laufe ich zu ihm: einen großen Sack soll er mitbringen, lauter prächtige Sachen. Auf Wiedersehen, Kinder! — Du kannst auf uns rechnen!“ tuschelte er der Schwester an der Tür zu. „Ich will dir zugleich den allerfeinsten Ruprecht zu Füßen legen.“

„Was habt ihr vor?“

„Keine Angst! Wiedersehen!“

„Nur nicht zu spät kommen, wenn ihr euch überhaupt sehen laßt!“

„Eins, zwei, drei, im Saufschritt — Eilt die Zeit, sagt Busch. Geh mit! — Hast du gehört, Johanna? Geh mit, geh mit dieser Zeit!“

\*

Professor Sartorius sah mit dem Abendblatt unter der Lampe, ging von den neuesten Nachrichten zum Anzeigenteil über:

Nikolaus kehrt auf Abruf ein für 1,50 RM. Meldungen erbeten Gundelsinger Str. 23, H. IV.  
Wertstudenten erscheinen als Nikolaus und Ruprecht. Off. unter „Nikolaus“ an Geschäftsstelle.

Was geschah im eigenen Hause? fragte er sich. Hatte Johanna wenigstens wieder einige Kleinigkeiten für die Kinder eingekauft? Aus der Kinderstube tröpfelten manchmal sogar schon ein paar Weihnachtsweihen zu ihm. Er empfand die mitreisende Kraft dieser Töne, folgte den seinen Stimmchen und der kieseligen Begleitung Johannes. Würde sich die Unvorbedachte nicht gerade in der weichen vorweihnächtlichen Luft gern überreden lassen?

„Ich stoße in der Zeitung auf die üblichen Nikolaus-Angebote“, berichtete er am nächsten Morgen. „Was tun?“

„Herr Professor, ich glaube, wir werden von Bekannten Besuch erhalten.“

„Ah — Geheimnisse! Nur zu! Johanna hat natürlich auch für ein bißchen Näscheri gesorgt, die wir den himmlischen Gästen in den Gabensack praktizieren können für unsere Jugend?“

„Gewiß, Herr Professor. Ich denke, unser Nikolaus trifft rechtzeitig ein, damit sich die Unruhe bereits etwas verflüchtigt hat, sobald das Bettchen ruft, die Kinder samt dem Mitbringsel.“

Er nickte beifällig. „Unübertrefflich sorgen Sie vor, auszeichnet! Wie Sie sich hier in alles Notwendige finden — ein seltenes Geschick! Wir müssen darüber in ruhiger Stunde weiter sprechen, bald. Nur ein klein wenig Geduld bis dahin. Johanna!“